

# DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

AUS ERSTER HAND

EINE GEMEINSAME PUBLIKATION des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

EDITORIAL

## Warum die Lebenserwartung in den USA schon vor der Covid-19-Pandemie sank

Angesichts der Covid-19-Pandemie fragen sich viele Menschen, wie sich diese auf die Entwicklung der Lebenserwartung auswirken wird. Da wir noch nicht wissen, wie stark uns noch mögliche weitere Wellen treffen werden, ist es für eine fundierte Beantwortung dieser Frage zu früh. Schon jetzt können wir allerdings mit Sicherheit sagen, dass die Auswirkungen in verschiedenen Ländern recht unterschiedlich sein werden. In Deutschland und Österreich wird die Lebenserwartung kaum sinken, es sei denn, die Todesfälle steigen nochmals dramatisch an.

Anders ist die Lage in den USA, die nicht nur von Covid-19 besonders stark betroffen sind, sondern auch schon vor der Corona-Krise eine sinkende Lebenserwartung verzeichneten. Der erste Beitrag hier zeigt, dass dieser Rückgang in den letzten Jahren nicht nur auf die Opioid-Krise zurückgeht, sondern zu großen Teilen auf ausbleibende Fortschritte bei der Bekämpfung von Herz- und Kreislauferkrankungen. Das Team um Mikko Myrskylä vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung vermutet, dass dies auf die zunehmende Fettleibigkeit, Mängel bei der Gesundheitsversorgung und letztlich die stärkere soziale Polarisierung zurückgeht. Dieselben Faktoren machen die Bevölkerung der USA auch anfälliger in Hinblick auf Covid-19.

Ein weiterer Beitrag zeigt, dass die Binnenwanderung in Deutschland zu einer Polarisierung der Altersstrukturen beiträgt. Wie Nico Stawarz und Nicole Sander vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung darlegen, werden die Städte tendenziell durch Zuwanderung jünger und die ländlichen Gebiete durch Abwanderung und teilweise auch die Zuwanderung älterer Menschen älter. Der letzte Beitrag schließlich analysiert die Zufriedenheit von Partnern nach der Trennung. Wie ein Team um Katja Köppen vom Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels zeigt, sinkt diese in den ersten zwei Jahren besonders deutlich. Überraschend scheint, dass die gemeinsame räumliche Betreuung der Kinder nicht zu höherer Zufriedenheit führt.

Wolfgang Lutz

Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital

MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

## Lebenserwartung: Warum stehen die USA so schlecht da?

### Herz- und Kreislauferkrankungen als wesentlicher Faktor

Seit 2010 bleiben die USA bei der Entwicklung der Lebenserwartung deutlich hinter anderen Industrienationen zurück. Zuletzt nahm die durchschnittliche Lebensdauer in den Vereinigten Staaten sogar ab. Eine neue Studie des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung zeigt nun: entscheidender als die oft genannte Opioid-Krise war die Sterblichkeit durch Herz- und Kreislauferkrankungen.

Der Anstieg der Lebenserwartung in den USA im 20. Jahrhundert war gewaltig: Mit jedem Jahrzehnt, das verging, gewannen US-Amerikaner fast zwei Lebensjahre hinzu. Seit 1970 waren dafür vor allem Erfolge bei der Bekämpfung der Herz- und Kreislauferkrankungen verantwortlich: Neue Medikamente zeigten Wirkung, Operationstechniken verbesserten sich und die Lebensstile wurden gesünder. Infolgedessen sank die Sterberate bei Herz- und Kreislauferkrankungen zwischen 1970 und 2002 um die Hälfte.

Doch spätestens seit 2010 stagniert diese Entwicklung (s. Abb.1). Während die USA zu Beginn des Jahrtausends bei den Herz- und Kreislauferkrankungen noch ähnliche Sterberaten verzeichneten wie die zehn Länder mit der weltweit höchsten Lebenserwartung, verloren sie in den 2010er Jahren den Anschluss. Im Jahr 2016 schließlich lagen die Sterberaten bereits 30 Prozent über dem Schnitt der TOP-10-Länder, wie Mikko Myrskylä vom Max-Planck-Institut für demografische

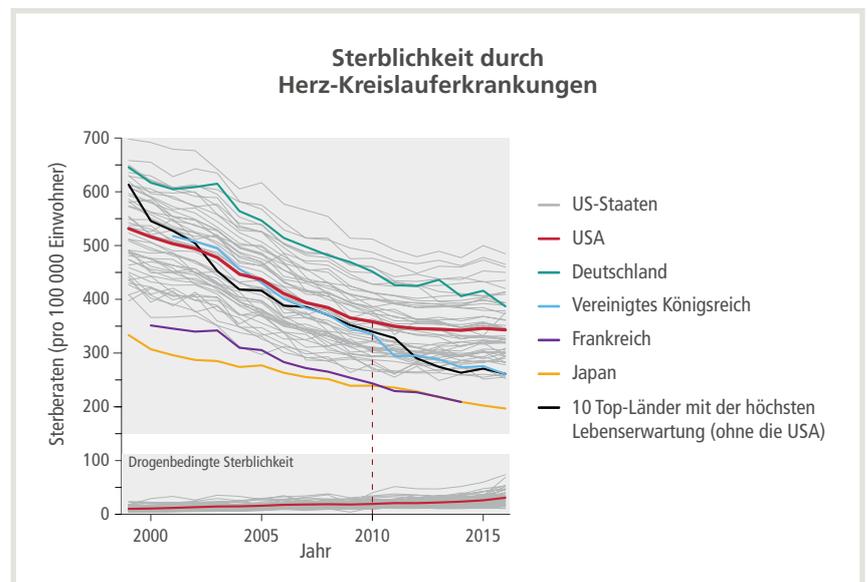


Abb.1: Der Anstieg der drogenbedingten Sterblichkeit in den USA ist zwar für die letzten Jahre deutlich sichtbar. Im Vergleich zur Sterblichkeit durch Herz- und Kreislauferkrankungen ist ihr Anteil aber sehr gering. Quelle: CDC Wonder Database

### So hätte sich die Lebenserwartung der Frauen und Männer in den USA entwickelt, wenn...

- ...die Zahl der Herz-Kreislauferkrankungen weiter so gesunken wäre wie zwischen 2000 und 2009
- ...die Zahl der Drogentoten so geblieben wäre wie 2010

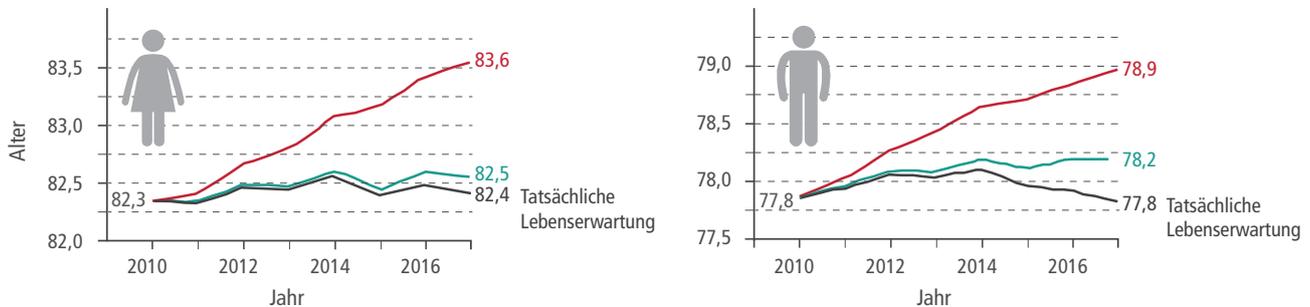


Abb.2: Wäre die Sterblichkeit durch Herz- und Kreislauferkrankungen weiter wie zwischen 2000 und 2009 gesunken, so wäre der Effekt auf die verbleibende Lebenserwartung deutlich größer gewesen als bei einem Ausbleiben der Opioid-Krise. Im Gegensatz zur Originalstudie ist hier die gesamte Lebenserwartung und nicht die Lebenserwartung ab 25 Jahren dargestellt. Quelle: CDC Wonder Database

Forschung in Rostock sowie Neil K. Mehta und Leah R. Abrams von der University of Michigan im renommierten Journal PNAS schreiben. Betroffen sind von dieser Stagnation sowohl Männer als auch Frauen, fast alle Altersgruppen und fast alle US-Staaten.

Bisher war für die negative Entwicklung der Lebenserwartung in den USA vor allem die Opioid-Krise, also der zunehmende Missbrauch von Schmerzmitteln, als Erklärung herangezogen worden. Und tatsächlich hat die Sterblichkeit in diesem Bereich zuletzt deutlich zugenommen. Doch das Team um Mikko Myrskylä vermutet, dass die USA nicht vornehmlich durch einen Anstieg von Drogentoten, sondern vielmehr durch ausbleibende Fortschritte bei der Bekämpfung von Herz- und Kreislauferkrankungen ins Hintertreffen gerieten. Um herauszufinden, wie stark sich der Missbrauch von Opioiden und die stagnierende Sterblichkeit bei den Herz- und Kreislauferkrankungen auf die Lebenserwartung insgesamt auswirkten, rechneten die Forscher zwei hypothetische Szenarien durch: Wie hätte sich die durchschnittliche Lebenserwartung in den USA entwickelt, wenn sich die Sterblichkeit durch Drogenmissbrauch seit 2010 nicht verändert hätte? Und wie hätte sie sich entwickelt, wenn die Sterblichkeit durch Herz- und Kreislauferkrankungen im gleichen Tempo wie vor 2010 weiter zurückgegangen wäre? Gerechnet wurde mit der verbleibenden Lebenserwartung 25-Jähriger.

Die Ergebnisse der beiden Szenarien zeigen, dass der Missbrauch der Opiode vor allem bei den Männern einen Effekt auf die Entwicklung der Lebenserwartung hatte (s. Abb. 2). Wäre die Sterblichkeit durch Drogenmissbrauch seit 2010 nicht angestiegen, dann würden US-amerikanische Männer heute im Schnitt ungefähr fünf Monate länger leben. Bei Frauen hingegen wäre die Lebenserwartung nur gut einen Monat höher. Die deutlich größeren Effekte zeigen sich im zweiten Szenario: Hätten die USA – so wie viele andere Industrienationen – den positiven Trend bei der Bekämpfung von Herz- und Kreislauferkrankungen fortsetzen können, dann wäre die Lebenserwartung heute bei Frauen um 1,2 Jahre höher, bei Männern um 1,1 Jahre. Diese Zahl, so schreiben die Forscher, entspricht recht genau der Lücke,

die sich von 2010 bis 2017 zwischen der Lebenserwartung in den Vereinigten Staaten und der durchschnittlichen Lebenserwartung in den 27 EU-Ländern gebildet hat – nämlich 1,2 Jahre.

Um zu überprüfen, wie robust die Ergebnisse sind, veränderten die Demografen in weiteren Szenarien einige Parameter: Sie berechneten die Entwicklung der verbleibenden Lebenserwartung mit 15 statt mit 25 Jahren, sie nahmen statt 2010, das Jahr 2000 als Ausgangspunkt für die Untersuchung und sie rechneten mit einer halb so erfolgreichen Bekämpfung der Herz- und Kreislauferkrankungen. Darüber hinaus analysierten sie, inwieweit andere Todesursachen wie etwa Krebserkrankungen einen Einfluss auf die stagnierende Lebenserwartung in den USA hatten. Alle diese Analysen bestätigten das Ergebnis, dass die Sterblichkeit durch Herz- und Kreislauferkrankungen den größten Einfluss auf die Entwicklung der Lebenserwartung seit der Stagnation im Jahr 2010 hatte.

Dass dieser Zusammenhang in früheren Analysen teilweise nicht nachgewiesen werden konnte, führen Myrskylä und sein Team darauf zurück, dass viele Forscher sich auf die jüngste Zeit konzentriert hatten, in der die Lebenserwartung zurückging und in der sich die Sterblichkeit durch Herz- und Kreislauferkrankungen bereits nicht mehr verbesserte, sondern schon stagnierte. Die Periode vor dem Jahr 2010, in der die USA hier Jahr für Jahr die Sterberaten senken konnten, geriet dadurch aus dem Blickfeld.

Dass durchaus weitere Verbesserungen in diesem Bereich möglich gewesen wären, zeigt der Vergleich mit anderen Nationen. So konnten sich in der Vergangenheit selbst Länder mit historisch niedriger Sterblichkeit bei Herz- und Kreislauferkrankungen, wie etwa Japan, immer weiter verbessern (s. Abb.1). Warum dies in den USA seit 2010 nicht mehr gelang, dafür gibt es mehrere mögliche Gründe. Einen der vermutlich wichtigsten sehen die Autoren der Studie in der steigenden Fettleibigkeit in den USA. Bereits Mitte der 1980er Jahre und damit früher als in den meisten anderen reichen Industrienationen stieg in den USA die Zahl der übergewichtigen Menschen deutlich an. Darüber hinaus haben die Vereinigten Staaten einen vergleichsweise hohen Anteil

an Diabetikern. Auch die Entwicklung des Raucheranteils in der Bevölkerung könnte eine Rolle spielen, schreiben Mehta, Abrams und Myrskylä. Die Vereinigten Staaten waren das Land, in dem die Zahl der Raucher am frühesten zu steigen und auch am frühesten wieder zu fallen begann. Das bedeutet, während andere Länder immer noch vom Rückgang des Raucheranteils in der Bevölkerung profitieren, könnten die USA diesen positiven Effekt auf die Lebenserwartung bereits in der Vergangenheit verzeichnet haben.

Zudem könne es sein, dass einige der Ursachen, die zur Zunahme drogenbedingter Todesfälle geführt haben, ebenfalls die Sterblichkeit bei den Herz- und Kreislauferkrankungen in die Höhe trieben, schreiben Myrskylä und seine Kollegen. Sozialer und wirtschaftlicher Abstieg etwa könne beides befördern. Zudem kann die Einnahme von Opioiden das Herz und den Kreislauf stark beeinträchtigen, so dass ein Teil der Todesfälle durch Herz- und Kreislauferkrankungen auf den Konsum von Opioiden zurückzuführen oder zumindest dadurch vorangetrieben worden sein könnte.

Man wolle daher keinesfalls die Bedeutung der Opioid-Krise in irgendeiner Form herunterspielen, betonen die Autoren um Mikko Myrskylä. Sie habe definitiv zur Stagnation und zum Rückgang der Lebenserwartung beigetragen. Man dürfe aber nicht annehmen, dass eine erfolgreiche Bekämpfung des Missbrauchs von Schmerzmitteln und Drogen die USA wieder auf das Niveau der zehn führenden Länder in Sachen Lebenserwartung zurückführen würde. Dafür wären weitere Erfolge bei der Bekämpfung der Herz- und Kreislauferkrankungen notwendig.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:  
Mikko Myrskylä  
Kontakt: ✉ myrskylä@demogr.mpg.de

#### LITERATUR

Mehta, N. K., L. R. Abrams and M. Myrskylä: US life expectancy stalls due to cardiovascular disease, not drug deaths. Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 117(2020)13, 6998-7000  
DOI: 10.1073/pnas.1920391117

BUNDESINSTITUT FÜR BEVÖLKERUNGSFORSCHUNG

## Wohin wir wandern

Pro Jahr ziehen drei Prozent aller Einwohner in Deutschland in ein anderes Kreisgebiet

Wenn wir über Migration reden, ist meist die internationale gemeint. Dabei spielt die Ab- oder Zuwanderung innerhalb nationaler Grenzen für die demografische Entwicklung der Regionen eine mindestens ebenso wichtige Rolle. In den 1990er und 2000er Jahren war sie sogar wichtiger als die internationale Migration.

Das zeigt eine Studie des Wiesbadener Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung. Nico Stawarz und Nikola Sander untersuchen darin, wie sich die interne Migration zwischen 1991 bis 2017 entwickelt hat, wie effektiv sie war sowie in welchen Zeiträumen und für welche Bevölkerungsgruppen ländliche Gebiete, städtisches Umland oder Großstädte besonders attraktiv waren.

Abbildung 1 zeigt die Ergebnisse nach der sogenannten BBSR-Typologie, die alle Kreise Deutschlands je nach Charakteristik in vier Kategorien einteilt – von dünn besiedelten ländlichen Kreisen bis hin zur Großstadt. Da diese amtliche Einteilung allerdings nicht immer die Bevölkerungsdichte präzise wiedergibt und etwa Städte wie Flensburg oder Bayreuth als ländliche Kreise definiert, nehmen Stawarz und Sander darüber hinaus eine eigene Einteilung aller 401 deutschen Kreise vor, die sich nach der Zahl der Einwohner pro Quadratkilometer richtet.

Die Ergebnisse sind hier etwas genauer, bestätigen aber im Wesentlichen Trends, die auch nach der BBSR-Einteilung zu sehen sind: Demnach gewinnen in den frühen neunziger Jahren tendenziell dichter besiedelte Regionen Einwohner hinzu. Die beiden Autoren der Studie führen das unter anderem darauf zurück, dass viele Menschen zu dieser Zeit ländliche Gebiete im Osten verlassen und in Städte Westdeutschlands ziehen. Die zweite Hälfte der 1990er Jahre schließlich ist durch die Suburbanisierung der Bevölkerung geprägt: Menschen zogen aus den großen Städten heraus ins Umland und in eher dünn besiedelte Kreise.

Eine deutliche Veränderung der Migration schließlich findet um die Jahrtausendwende statt: Das Muster wechselt zurück zur Urbanisierung, das heißt große Städte gewinnen immer mehr an Attraktivität, während ländliche Kreise Bewohner verlieren. Ein wesentlicher Grund dafür ist die wirtschaftliche Attraktivität der Großstädte und die vielen verfügbaren Arbeitsplätze. Doch obwohl die wirtschaftliche Macht der Großstädte auch nach 2011 eher größer als kleiner wird, verliert die weitere Urbanisierung ab diesem Zeitpunkt deutlich an Fahrt und Regionen mit geringerer Bevölkerungsdichte erhalten wieder Zuwachs. Sander und Stawarz können in ihrer Studie zeigen, dass die erneute Suburbanisierung nach 2011 vor allem mit den hohen Mieten in den

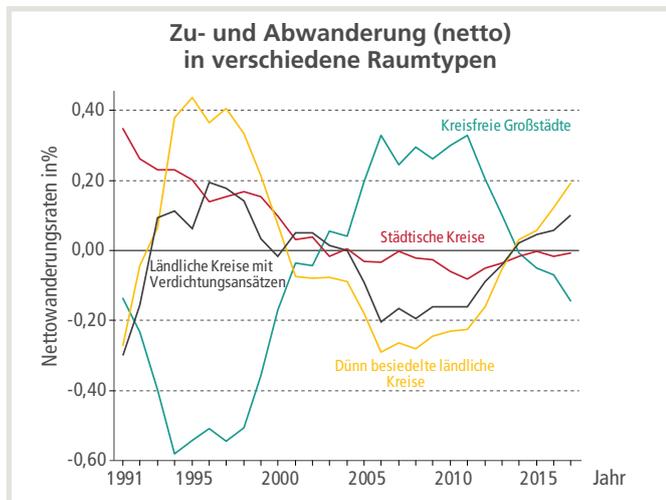


Abb.1: Die Phasen der Zuwanderung in dicht besiedelte Gebiete (Großstädte) und eher dünn besiedelte Kreise zeichnen sich ganz deutlich ab. In jüngster Vergangenheit ist ein Trend zur Suburbanisierung zu erkennen, der vermutlich auch auf die hohen Mieten in den Städten zurückzuführen ist. Quelle: Statistisches Bundesamt, Statistische Landesämter, BBSR

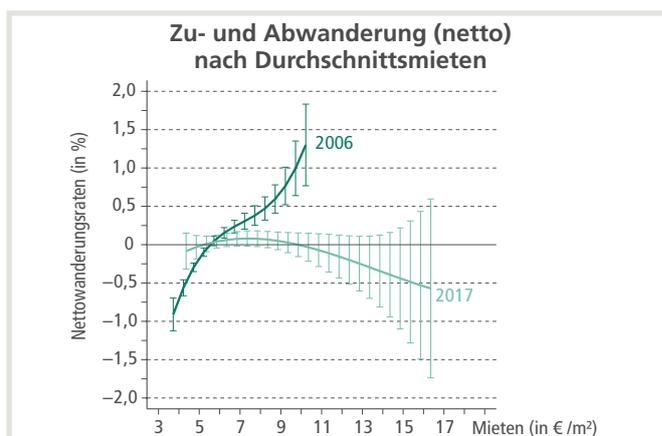


Abb.2: Während die Kreise mit hohen Durchschnittsmieten im Jahr 2006 auch noch hohe Zuwanderungsraten verzeichneten, ist im Jahr 2017 das genaue Gegenteil der Fall. Quelle: Statistisches Bundesamt, Statistische Landesämter, BBSR

großen Städten zusammenhängt. Denn während es 2006 noch einen positiven Zusammenhang zwischen der Miethöhe und der Zuwanderung gab, zeigte sich im Jahr 2017 deutlich, dass Kreise mit einer Durchschnittsmiete von mehr als neun Euro pro Quadratmeter Einwohner verloren (s. Abb. 2). Ein ähnlicher Zusammenhang zeigt sich auch, wenn man auf das Pro-Kopf-Einkommen der Kreise und kreisfreien Städte schaut: Im Jahr 2006 fiel die Zuwanderung umso größer aus, je höher das Pro-Kopf-Einkommen einer Region war. Im Jahr 2016 war das Gegenteil der Fall. Eine hohe Arbeitslosigkeit dagegen führte sowohl 2006 als auch 2017 eher zur Abwanderung.

Ein wesentlicher Treiber der internen Migration und vor allem des Zuzugs in die Städte sind junge Menschen im Alter von 18 bis 29 Jahren. Sie wechseln für Job, Studium oder Ausbildung besonders häufig den Wohnort und wandern in der Regel in dicht besiedelte Gebiete. Während junge Familien eher in dünner besiedelten Kreisen bleiben, aber in Urbanisierungsphasen auch Städte nicht verschmähen, ändern Menschen im Alter von 50 bis 64 Jahren nur selten ihren Wohnort. Und wenn sie es doch tun – dann meist in Richtung ländlicherer Gegenden. Dadurch werden die Städte insgesamt jünger, während ländliche Gebiete älter werden.

Wie weit Menschen von ihrem ursprünglichen Wohnort wegziehen, unterscheidet sich in den einzelnen Phasen: In Zeiten der Urbanisierung werden generell größere Distanzen zurückgelegt – denn Menschen ziehen dann auch aus abgelegenen Regionen in die Metropolen. In Phasen der Suburbanisierung hingegen bleiben viele in der Nähe des ursprünglichen Wohnorts, suchen sich aber eventuell günstigere oder ruhigere Wohngegenden im Umfeld. Im Schnitt, so rechneten Stawarz und Sander aus, liegen 68 Kilometer zwischen altem und neuem Wohnort.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie: Nico Stawarz  
 Kontakt: ✉ nico.stawarz@bib.bund.de

### LITERATUR

Stawarz, N., N. Sander (2020): The impact of internal migration on the spatial distribution of population in Germany over the period 1991–2017. Comparative Population Studies 44(2019), 291–316. DOI: 10.12765/CPoS-2020-06en

## Das geteilte Kind

Getrennte Eltern sind nicht unbedingt zufriedener, wenn sie ihr Kind im gleichen Umfang betreuen

Über das Kindeswohl nach Trennungen ist bereits viel geforscht worden. Doch wie geht es den getrennten Eltern? Eine aktuelle Studie zeigt, dass ihre Zufriedenheit mit der familiären und der finanziellen Situation erheblich sinkt. Auch die geteilte räumliche Betreuung der Kinder, das sogenannte Wechselmodell, ändert daran kaum etwas.

Das zeigen Katja Köppen und Heike Trappe vom Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels sowie Michaela Kreyenfeld von der Hertie School in einer aktuellen Untersuchung. Sie richten ihren Blick dabei besonders auf das Wechselmodell, bei dem die Kinder zwischen den Wohnungen der Eltern hin und her wechseln und in etwa gleich viel Zeit bei Vater und Mutter verbringen. Groben Schätzungen zufolge entscheiden sich zwischen fünf und 15 Prozent der getrennten Eltern in Deutschland für dieses Modell.

Am häufigsten wird das sogenannte Residenzmodell gewählt: Dabei leben die Kinder nach einer Trennung meistens bei ihrer Mutter und sehen den anderen Elternteil im Rahmen einer Umgangsregelung besuchsweise. Köppen, Kreyenfeld und Trappe gehen in ihrer Studie nun der Frage nach, wie sich dieses Modell auf die Lebenszufriedenheit getrennter Mütter und Väter auswirkt und ob sie steigt, wenn sich die Eltern zu etwa gleichen Teilen um den Nachwuchs kümmern – wie es das Wechselmodell vorsieht. Die drei Demografinnen analysieren dafür die Angaben von 550 getrennten Vätern und 1062 getrennten Müttern aus dem Beziehungs- und Familienpanel pairfam. Die Befragten hatten darin von 2008 bis 2018 ihre Zufriedenheit mit der familiären und mit der finanziellen Situation auf einer Skala von 0 bis 10 bewertet.

Im Schnitt lag die Zufriedenheit aller Befragten mit dem Familienleben bei 8,5 Punkten und die Zufriedenheit mit der finanziellen Situation des Haushalts bei 6,3 Punkten. Direkt nach einer Trennung gehen diese Werte allerdings bei beiden Geschlechtern deutlich nach unten (s. Abb. 1): Im ersten Trennungsjahr sind vor allem die Väter mit dem Familienleben deutlich unzufriedener. Die finanzielle Situation hingegen belastet die Mütter stärker.

Man könnte nun annehmen, dass sowohl Mütter als auch Väter zufriedener sind, wenn sie sich für das Wechselmodell entscheiden: Die Mütter hätten dann die Möglichkeit, ihre Erwerbstätigkeit und damit ihr Einkommen zu steigern,

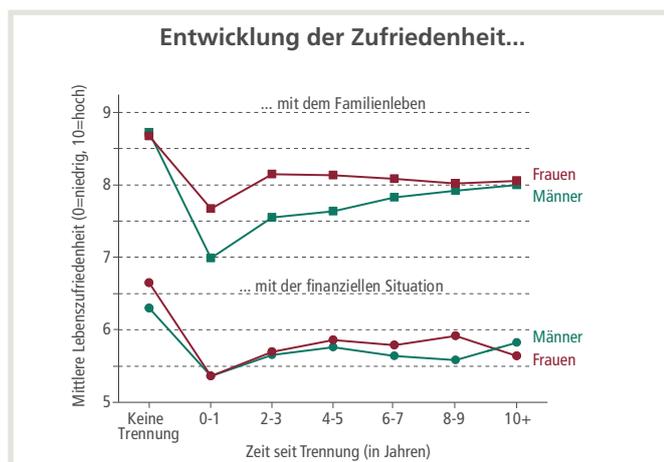


Abb. 1: Die Zufriedenheit mit Familienleben und Finanzen nimmt nach der Trennung stark ab und steigt nur allmählich wieder an. Quelle: pairfam, eigene Berechnungen

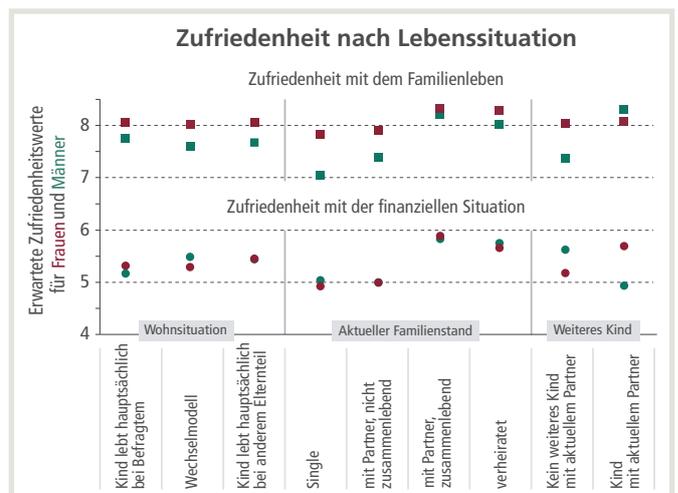


Abb. 2: Vor allem ein neuer Partner lässt die Zufriedenheit getrennter Väter oder Mütter steigen. Quelle: pairfam, eigene Berechnungen

die Väter hätten mehr vom Familienleben. Tatsächlich aber hat das Modell auf die finanzielle Zufriedenheit der Befragten kaum Auswirkungen, wie Köppen, Kreyenfeld und Trappe zeigen. Und nur bei Müttern zeigen sich positive Effekte auf die Zufriedenheit mit dem Familienleben. Doch auch dieses Ergebnis bleibt nicht signifikant, wenn Alter, Bildung, Wohnort und Beschäftigungsstatus der Befragten berücksichtigt werden.

Dafür fanden die Demografinnen einen anderen Aspekt, der einen entscheidenden Einfluss auf die Zufriedenheit beider Geschlechter hatte: Für Väter wie Mütter steigt die Zufriedenheit mit Finanzen und Familienleben, wenn sie mit einem neuen Partner oder einer neuen Partnerin zusammenleben (s. Abb. 2). Bei Vätern hat darüber hinaus auch die Geburt eines weiteren Kindes mit der neuen Partnerin einen deutlichen Effekt: Die Zufriedenheit mit dem Familienleben steigt in dem Fall. Allein der Blick ins Portemonnaie dämpft die Stimmung bei „neuen Vätern“ ein wenig: die Zufriedenheit mit der finanziellen Situation sinkt.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie: Katja Köppen  
 Kontakt: ✉ katja.koepfen@uni-rostock.de

LITERATUR

Köppen K., M. Kreyenfeld and H. Trappe: Gender differences in parental well-being after separation: does shared parenting matter? In: Parental life courses after separation and divorce in Europe, M. Kreyenfeld and H. Trappe (Eds.). Springer, Cham 2020, 235-264 (Life course research and social policies; 12). DOI: 10.1007/978-3-030-44575-1\_12